

Zeitschrift: Zeitlupe : für Menschen mit Lebenserfahrung
Herausgeber: Pro Senectute Schweiz
Band: 86 (2008)
Heft: 3

Artikel: Interview Judith Stamm : "ich habe immer gern politisiert"
Autor: Vollenwyder, Usch / Stamm, Judith
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-723188>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Ich habe immer gern politisiert»

Als CVP-Politikerin genoss sie Anerkennung weit über die Parteigrenze hinaus.

Als Präsidentin der Rütlikommission stand sie im Kreuzfeuer der Kritik.

Die frühere Luzerner Nationalrätin Judith Stamm ist eigenständig und temperamentvoll.

Von Usch Vollenwyder,
mit Bildern von Gerry Ebner

Wären Sie bei der Bundesratswahl am vergangenen 12. Dezember gerne noch als Nationalrätin im Bundeshaus gewesen? Nein, gar nicht. Ich bin auch froh, dass ich die letzten acht Jahre nicht mehr dabei war. Die Positionen links und rechts sind festgefahren. Wie ich höre, kann man heute selbst in den Kommissionen kaum noch Brücken bauen.

Sie waren von 1983 bis 1999 Nationalrätin. Haben Sie im Bundeshaus noch eine idyllische Zeit erlebt?

Ich wurde bereits im ersten Wahlkampf 1983 mit anonymen Briefen und mit Zeitungsinserten bis aufs Blut bekämpft – weil ich für die Fristenregelung eintrat. Nach einer Wahlveranstaltung sagte mir eine Frau, sie würde mich von der Liste streichen. Das war ihr gutes Recht. Aber es lag so viel Hass in ihrer Stimme, dass es mir richtig unter die Haut ging.

Gehörte es bereits damals zum politischen Alltag, dass Politikerinnen und Politiker beschimpft wurden? O ja. Eine Kollegin brauchte Polizeischutz, weil sie sich für das Antirassismugesetz eingesetzt hatte. Es gab anonyme Drohbriefe. Über mich ging ein Schreiben an die Medien. Unter anderem stand darin, ich würde mich nie in ein von einer Frau pilotiertes Flugzeug setzen. Vom österreichischen Fernsehen bekam ich damals einen Brief: «Liebe Frau Stamm, Ihre Ideen sind doch etwas zu extrem für unsere Sendung...» Man redete damals einfach nicht darüber.

Warum nicht? Man wollte keine Nachahmer provozieren und den Tätern nicht noch eine Plattform in der Öffentlichkeit bieten. Ich persönlich bin der Meinung, dass darüber geredet werden muss. Die Bevölkerung soll wissen,

wie zum Teil mit ihren gewählten Vertreterinnen und Vertretern verfahren wird.

Welchen Grund gibt es denn, überhaupt in die Politik zu gehen? Ja, warum geht man in die Politik... Ich wollte mitgestalten, ich wollte etwas bewirken. Manchmal geht es nur um ein kleines Wort in einem Gesetz, um welches wochenlang gerungen wurde. Aber vielleicht ist es gerade wichtig, dass in einem Gesetzesartikel statt «oder» das kleine Wörtchen «und» steht. Dabei zu sein und zu helfen, ein wichtiges Gesetz durchzubringen, ist ein besonderer Erfolg: Gesetzesänderungen im Familienrecht, im Ehe- oder Scheidungsrecht, das Gleichstellungsgesetz...

Welches waren die Höhepunkte in Ihrer Karriere?

Das ist schwierig zu sagen, weil ich immer gern politisiert habe. In besonderer Erinnerung bleibt mir der Abstimmungskampf um das neue Eherecht 1985. Alle Parlamentarierinnen hatten sich dafür ausgesprochen und einen entsprechenden Aufruf unterschrieben. Es war für mich jedes Mal ein Hochgefühl, wenn ich dann sagen konnte: «Alle Parlamentarierinnen von ganz links bis ganz rechts sind sich einig.»

1997 waren Sie Nationalratspräsidentin. Dieses Präsidialjahr war sicher auch ein Höhepunkt. Ich erinnere mich, wie ich bei einem Apéro mit Bundesrat und Parlamentsspitze mit dem südafrikanischen Präsidenten Nelson Mandela einige Worte wechseln konnte. Ich war tief beeindruckt von seiner unglaublichen Ausstrahlung. Da war keine Spur von Verbitterung zu spüren – auch nicht gegenüber einer Schweiz, die sich während des Apartheidregimes doch sehr geschäftstüchtig gezeigt hatte!

Sind Ihnen aus diesem Präsidialjahr noch andere besondere Erlebnisse in Erinnerung geblieben? Ich

Judith Stamm

Am 25. Februar 1934 in Schaffhausen geboren und in Zürich aufgewachsen, begann Judith Stamm nach dem Jura-Studium ihre Tätigkeit als Assistentin bei der Luzerner Kantonspolizei. Sie wurde Polizeioffizierin, Jugendanwältin und Luzerner Grossrätin. Von 1983 bis 1999 sass sie als CVP-Vertreterin im Nationalrat, war Mitglied in verschiedenen Kommissionen und präsidierte 1997 den Nationalrat. 1998 übernahm sie das Präsidium der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft SGG; damit verbunden war das Präsidium der Rütlikommission. 2007 trat sie von diesem Amt zurück. Judith Stamm wohnt mitten in der Stadt Luzern.



Aufnahmen im Art Deco Hotel Montana, Luzern

besuchte mit einer Delegation des schweizerischen Parlaments das polnische Parlament. Die Schweiz stand damals wegen des Raubgolds in der Kritik. Um ein Zeichen zu setzen, wollten wir Auschwitz besuchen. Vor diesem Besuch sorgte ich mich sehr. Ich fürchtete, die Geschichte würde mich einholen und ich würde innerlich von Vorwürfen über alle unsere Versäumnisse geplagt. Doch es geschah etwas Merkwürdiges. Ich ging getröstet von dannen.

Ich spürte eine grosse Versöhnung und die Gewissheit: So etwas darf nie wieder geschehen.

Sie gehörten zur ersten Generation von Frauen im Bundeshaus. Erinnern Sie sich an etwas Besonderes? Als ich Präsidentin des Nationalrats wurde, wollte ich, dass über meinem Zimmer in der Wandelhalle die Tafel «Präsident» durch ein Schild mit der Aufschrift «Präsidentin» ersetzt würde. Mein Nachfolger nach diesem Jahr war der Solothurner Ernst Leuenberger. Bei seiner ersten Ansprache sagte er, seine Nachfolgerin sei ja Trix Heberlein, und nur wegen dieses einen Jahres wechsele er die Anschrift nicht schon wieder. Und er fügte an: «Jetzt will ich einmal erleben, wie es sich anfühlt, wenn man immer nur mitgemeint ist.»

Wo stehen die Frauen heute? Die heutigen Frauen befinden sich in einer Art Konsolidierungsphase. Sie nehmen alle Möglichkeiten wahr, die sich ihnen bieten. Es gibt zwar immer noch nicht den gleichen Lohn für die gleiche Arbeit, es fehlen nach wie vor Krippenplätze zur Kinderbetreuung. Doch die Betroffenen haben weder die Kraft noch das Interesse, diese Probleme auf der gesellschaftlichen Ebene zu lösen. Sie schaffen es irgendwie, für ihre individuelle Situation eine Lösung zu finden und Berufstätigkeit und Familie miteinander zu vereinbaren. Aber irgendwann wird die Zeit für den nächsten Schritt wieder reif sein.

Wie sind Sie als Zürcherin mit einer liberalen Haltung in die Luzerner CVP gerutscht? Ich bin in Zürich aufgewachsen, mein Vater war reformiert, meine Mutter katholisch, und ich wurde katholisch erzogen. Nach meinem Jura-Studium arbeitete ich bei der Kantonspolizei Luzern. Luzern ist eine tolerante Stadt. Ich wurde von der CVP angefragt, ob ich mich parteipolitisch engagieren würde. Das war 1971, es war eine

spannende und dynamische Zeit, und ich war überzeugt, dass ich mich in dieser Partei wohlfühlen würde.

Und fühlten Sie sich wohl? Ich galt oft als Dissidentin. Die einen meinten, ich würde besser zu den Freisinnigen passen, andere wiederum sahen mich eher in der sozialdemokratischen Ecke. Mir gefiel an der CVP diese ganze Breite an Möglichkeiten.

Was bedeutet Ihnen das C im Namen Ihrer Partei? Ich sage immer, dieses C sei wie der Stachel im Fleisch. Es weist darauf hin, dass es übergeordnete Werte gibt, an denen auch wir Politikerinnen und Politiker uns messen sollten.

Auch wenn sich die CVP als christliche Partei überkonfessionell gibt, ist doch das Bild der alten katholischen Partei noch in vielen Köpfen verankert. Welches Verhältnis haben Sie zur katholischen Kirche? Ich bin innerlich emigriert...

...und äusserlich? Ich denke auch. Schon der frühere Papst und jetzt auch Papst Ratzinger machen es einem schwer, sich zur Kirche zu bekennen. In meinem Freundes- und Bekanntenkreis diskutieren wir oft über einen möglichen Kirchenaustritt. Und fragen uns gleichzeitig: «Wohin treten, wenn wir aus der Kirche austreten? Ins Niemandsland?»

Also bedeutet Ihnen die Kirche doch auch noch ein bisschen Heimat? Vor längerer Zeit war ich an der Beerdigung eines Familienfreunds. Dieser Benediktinermönch war in der Klosterkirche Einsiedeln aufgebahrt. Er lag in seiner einfachen Kutte mit der Kapuze in einem schlichten Sarg – mitten in dieser glanzvollen, festlichen Kirche. Und ich dachte: Das alles wäre nach einem Kirchenaustritt nicht mehr meins... Kirche ist eben auch Heimat. Sie ist wie eine Familie: Man kann sich innerlich entfremden und nichts mehr von ihr hören wollen. Und doch ist von dieser Familie ganz viel in die eigene Seele eingesenkt.

Glauben Sie an Gott? Ich glaube an einen eher unzugänglichen Gott. Er erwartet nicht, dass ich ihm vertraue. Es ist umgekehrt, er vertraut mir. Ich habe das Gefühl, er sagt zu mir: «Ich vertraue dir, geh du nur und mach. Du machst es schon recht.» Und wenn ich ihn nach seiner Existenz frage, sagt er: «Das musst du schon selber herausfinden.»

Beschützt er Sie? Dafür habe ich einen Engel. Ich war letztes Jahr Mitte August auf der



Rigi und stolperte aus dem Bähnchen, weil ich eine Sonnenbrille trug und den Tritt verfehlt hatte. Ich fiel hart vornüber, und ausser einer Beule und Schürfungen im Gesicht blieb ich heil. Dabei hatte ich das ganz starke Gefühl, ich würde gehalten. Seither weiss ich: Im schlimmsten Fall habe ich einen guten Engel, der mich hält.

Vielleicht war dieser Engel Ihre Freundin Josi Meier, die vor etwas mehr als einem Jahr gestorben ist. Wer weiss... Josi Meier hat vielleicht noch mehr bewirkt. Im vergangenen November feierten wir ihren Gedächtnisgottesdienst in der Hofkirche von Luzern. Es war kurz vor der entscheidenden Ständeratswahl in Zürich. Mitten im Gottesdienst dachte ich ganz intensiv: «Josi, jetzt musst du alle himmlischen Heerscharen losschicken. Sie sollen die Leute hinter dem Ofenbänklein hervorholen und zur Wahlurne schicken.» Und es hat genützt. Verena Diener wurde gewählt – und nicht der Präsident der lautesten Partei. Josi Meier sah übrigens viel früher als wir anderen die Gefahr einer Partei, deren Wortführer sich zwar grosse Patrioten und Retter der Schweiz nennen, gleichzeitig aber unser Land und unsere Strukturen zerstören. Die das Völkerrecht angreifen, das Bundesgericht in Frage stellen und das politische Klima vergiften.

Sind Sie selber auch Patriotin? In letzter Zeit habe ich oft darüber nachgedacht. Ich denke, wir sollten uns verabschieden von verbindenden Mythen, die uns nicht mehr verbinden, und von erhabenen Gefühlen, die uns nicht mehr erheben. Wir sollten uns auf das wirk-

«Wir sollten uns verabschieden von verbindenden Mythen, die uns nicht mehr verbinden.»

lich Verbindende besinnen. Und das sind unsere demokratischen Grundregeln und der Respekt vor Andersdenkenden. Wenn wir uns auf diesem Boden bewegen – und zwar zusammen mit allen Mitbewohnenden in diesem Land –, dann wird die Schweiz eine gute Zukunft haben.

Als Präsidentin der Rütlikommission waren Sie auch für die Rütlifeier verantwortlich. Das habe ich nie verstanden: Die Rechtsextremen positionierten sich auf dem Rütli als die einzigen guten Patrioten. Und ausgerechnet auf dem Rütli, diesem symbolischen Ort, verhielten sie sich so, dass ihnen der Zutritt verwehrt werden musste. Die Probleme begannen etwa 1995 und fanden ihren Höhepunkt 2005, als Bundesrat Samuel Schmid während seiner Rede brutal niedergeschrien wurde.

2006 gab es dann ein Ticketsystem und ein grosses Sicherheitsaufgebot. Dafür wurden Sie massiv kritisiert. Ich hätte wohl machen können, was ich wollte: Es wäre verkehrt gewesen! 2007 gabs wieder ein Ticketsystem und einen etwas weniger grossen Sicherheitsaufwand. Das Resultat schliesslich stimmt: strahlendes Wetter, mit Micheline Calmy-Rey und Christine Egerszegi zwei prominente Rednerinnen und ein zufriedenes Publikum.

Sie haben letztes Jahr das Präsidium der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft SGG und damit auch das Präsidium der Rütlikommission abgegeben. Sind Sie froh? Ja. Ich bin froh, muss ich keine nächste Rütlifeier entwerfen. Irgendwann läuft man ja auf, hat keine neuen Ideen mehr, landet in der Sackgasse. Neun Jahre lang habe ich das gemacht. Es ist Zeit, dass ein neues und unbelastetes Team das Zepter übernimmt.

Welchen Ratschlag geben Sie Ihrer Nachfolgerin Annemarie Huber-Hotz? Keinen. Ich habe ihr aber gesagt, dass ich bei Fragen gern zur Verfügung stehe. Das ist auch in der Politik so. Ich bekomme immer noch Arbeitspapiere von der CVP zugestellt. Manchmal setze ich mich an den Computer, formuliere meine Meinung – und lösche sie dann wieder. Ich will nicht, dass meine Parteikollegen sagen: «Was will jetzt da die Judith Stamm, die kanns wohl auch nicht lassen.»

Als älterer Mensch ist man also nicht mehr gefragt? Und das finde ich falsch. Diesen Zustand können aber nicht wir Älteren, sondern nur die Jungen ändern. In japanischen Firmen werden

vor schwierigen Entscheiden oft die alten, ausgeschiedenen Mitarbeitenden um ihre Meinung gefragt. Bei der eigentlichen Entscheidung sind sie dann aber nicht dabei. Das finde ich ein interessantes Modell.

Wie gehen Sie mit dem Alter um? Wenn ich ehrlich bin: Ich habe mich noch nicht ganz damit abgefunden. Aber ich beginne, meine Sachen zu ordnen und zu räumen. Ich weiss, dass meine Zeit am Abflauen ist. Jeden Abend denke ich: «Mein Gott, schon wieder habe ich einen solch kostbaren Tag verbraucht.» Die Frage schliesst sich dann gleich an: «Wozu habe ich ihn genutzt?»

Und – wozu nutzen Sie ihn? Ich gehe gern an ausgefallene Anlässe, ins Theater, in Konzerte, an Ausstellungen. Ich halte hier einen Vortrag, schreibe dort noch eine Buchbesprechung. Ich kann jetzt sogar über Fussball mitreden – ich habe das entsprechende Buch von Beni Thurnheer gelesen. Ich bin also für die Euro 08 gerüstet! Daneben entsteht in Zusammenarbeit mit einer Journalistin ein Buch über mich.

Wie wichtig sind Ihnen Freundschaften? Ich bin gern und oft mit meinen Freundinnen zusammen, gehe gern aus zum Essen. Am Mittwochmorgenstamm treffen wir uns zum Diskutieren und um Pläne zu schmieden. Mein neuestes Event-Klübli ist ganz unverbindlich: Wir unternehmen Ausflüge, gehen an Lesungen, machen Besichtigungen oder besuchen ein Museum. Ich bin nämlich ein Klübligründungsmensch. Dieses Bedürfnis entstand wohl aus meinem frustrierten Familiengründungstrieb heraus.

Aus Ihrem frustrierten Familiengründungstrieb? Es hat sich einfach nicht ergeben, dass ich eine Familie gründen konnte. Ich hätte meine Berufstätigkeit und eine Familie wohl auch nicht miteinander vereinbaren können. Zudem starben im Kindesalter mein älterer und mein jüngerer Bruder. Erst viel später realisierte ich, dass ich lange Zeit mit der Überzeugung gelebt hatte, kleine Kinder würden sterben. Der Kinderwunsch war vielleicht auch deshalb gar nie sehr vordergründig.

Haben Sie noch Träume? Die Phase, in der ich bin, erlebe ich als die Phase der ultimativen Freiheit. Eingeschränkt ist sie nur einerseits von der Gesundheit und andererseits von den finanziellen Möglichkeiten. Sicher habe ich noch Träume, die ich verwirklichen möchte. Aber ich verrate sie nicht!

«Die Phase, in der ich bin, erlebe ich als die Phase der ultimativen Freiheit.»